

Marie Matisek

Mirabellen- sommer

Roman



KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Juni 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: FAVORITBUERO, München
Coverabbildung: VD-EK/plainpicture; glcheng/Gettyimages
Abbildung Mirabelle im Innenteil: emberiza / Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51740-6

2 4 5 3 1



Prolog

Vor zwei Jahren

Wow!«, staunte Angélique, als sie dem Wegweiser zur »Domaine de Lafleur« gefolgt und von der Straße abgebogen waren. Ein Kiesweg durch üppiges Grün führte nach ein paar Kurven zu dem großen Anwesen. Mäuerchen, auf denen sich Geckos sonnten und in deren Ritzen kleine gelbe Blümchen und Kräuter wucherten, säumten den Weg, Bougainvilleen, die ihre üppige Blütenpracht über Zäune, Mauern und Sträucher ergossen, Palmen, Agaven und Zitrusbäume. Am steinernen Brunnen vor dem Landhaus mit seinen grünen Fensterläden wartete Marita bereits auf ihre Besucherinnen und winkte. Babette Babajou parkte ihr Auto im Schatten großer Platanen, dann stiegen sie und ihre Tochter aus und begrüßten die Deutsche.

»Wie schön, dass ihr kommen konntet«, freute sich Marita. »Wollt ihr was trinken? Ségolène hat Limonade gemacht.«

Auf der Terrasse des Hauses erschien die rundliche Figur der Haushälterin, von der Babette schon so viel gehört, die sie aber noch nicht persönlich kennengelernt hatte.

Die vier Frauen gingen hinüber und nahmen unter dem weißen Sonnenschirm Platz. Auf dem Tisch stand eine Ka-

raffe mit Zitronenlimonade, Eiswürfeln und Minzblättern, Gläser und kleine Fruchttörtchen.

»Sagen Sie bloß, die haben Sie selbst gebacken?« Babette war beeindruckt, die Törtchen sahen perfekt aus, wie vom *pâtissier*.

»Ach was, das ist doch nichts.« Verlegen wischte sich die Haushälterin ihre Hände an der Kittelschürze ab.

»Täuschen Sie sich nicht – die sind von gestern«, tönte die Stimme des alten Georges Lafleur aus dem Hintergrund. Mühsam kam er auf den Stock gestützt zu den Frauen auf die Terrasse.

»Aber das ist nicht wahr!« Ségolène war empört. »Wieso behaupten Sie so etwas, Monsieur Lafleur?«

»Damit mehr für mich bleibt«, entgegnete der alte Herr und schnappte sich sofort eines der Törtchen.

Babette schüttelte den Kopf. Sie hatte Georges erst zwei Mal gesehen, aber seine spitze Zunge und seine Lust, alle Menschen, die ihm begegneten, zu provozieren, bereits am eigenen Leib erfahren. Er war über achtzig Jahre alt, ein Grandseigneur, immer picobello gekleidet, trug maßgeschneiderte Anzüge, Seidenkrawatten und rahmengenähte Schuhe, aber sein Benehmen war alles andere als fein.

Marita lächelte nur, schüttelte den Kopf über ihren Schwiegervater in spe und lotste ihre beiden Besucherinnen rasch von der Terrasse.

Es war erst wenige Wochen her, dass sie sich kennengelernt hatten. Die Deutsche hatte sich auf dem Weg vom Flughafen in Nizza nach Grasse verfahren und war vor dem Obst- und Gemüseladen der Familie Babajou gestrandet. Seitdem hatten sie ein paar Mal miteinander zu tun gehabt, und die beiden Frauen hatten sich auf Anhieb gemocht.

Marita war Krankenschwester und Babette Altenpflegerin, so hatten sie schon eine Gemeinsamkeit. Marita war aus Deutschland gekommen, um den alten Lafleur zu pflegen, hatte dann aber ihr Herz an dessen Sohn Lucien verloren. Bei einem Treffen hatte Marita schließlich die Babajous zu einem Besuch auf die Domaine de Lafleur eingeladen. Aristide, der Mann von Babette, hatte kein Interesse daran, aber Angélique, ihre Tochter, drängte sie seitdem, die Einladung anzunehmen. Sie hegte eine Leidenschaft für alles, was mit Mode und Kosmetik zu tun hatte, und so waren sie heute hier. Marita wollte ihnen die Plantage zeigen, auf der Rosen und Jasmin für die Kosmetikindustrie angebaut wurden.

»Die Rosenernte ist leider vorüber«, erklärte Marita nun, während sie Babette und Angélique an den Feldern entlangführte. »Auch die Saison für den Jasmin geht zu Ende, wir ernten noch diese Woche, dann ist es vorbei.«

Sie passierten das weitläufige Rosenfeld, das sich in sanften Hügeln abwärtsschwang und erst am Horizont endete, wo man das Meer erahnen konnte, überquerten eine Straße und kamen schließlich zu den Feldern, auf denen der Jasmin noch blühte. Die Pflückerinnen seien bereits gegangen, erklärte Marita, geerntet werde lediglich von Sonnenaufgang bis zum Mittag. Danach sei ein Großteil der ätherischen Öle aus den Blütenblättern in der Hitze verflogen, die Essenz, die daraus gewonnen wurde, würde weniger intensiv.

Trotzdem duftete der Jasmin betörend. Auf dem Feld, das die Größe mehrerer Fußballplätze hatte, wogte ein Meer von winzigen weißen Blüten, die ihren unnachahmlichen Duft verströmten.

Babette und Angélique waren beeindruckt, als Marita ihnen genau erklärte, wie die Ernte vonstattenging. Jede Blüte

musste einzeln geerntet werden, ohne Blätter und Stengel. Aus den Milliarden zarter Blüten wurde letztlich eine winzige Menge der Jasmin-Essenz gewonnen, die die Basis der größten Parfums ihrer Zeit darstellte.

Sie gingen wieder zurück zum Landhaus, hinter dem ein flacher Bungalow stand. Hier wurden die Blüten gewogen und destilliert und das kostbare *Absolue* in kleine Fläschchen gefüllt. Angélique konnte gar nicht genug Informationen bekommen, sie stellte noch eine Frage und noch eine, und Marita gab sich große Mühe, alles zu erklären. Ihr Französisch war nicht besonders flüssig, was die Sache erschwerte.

Nach einer guten Stunde Führung hatten sie sich eine kleine Stärkung verdient. Ségolène servierte Kaffee auf der Terrasse.

Während Angélique von Lucien Lafleur, dem Chef der Domaine und gleichzeitig Parfümeur, noch durch sein Labor geführt wurde, wollte Marita mit Babette ein Wort im Vertrauen sprechen.

»Babette, ich habe einen kleinen Anschlag auf dich vor.«

»Etwas Schlimmes kann es kaum sein. Raus damit.«

Marita suchte nach den richtigen Worten. »Es geht um Georges. Seit ich mich entschlossen habe, hier und mit Lucien zusammen zu bleiben, bin ich nicht mehr als Pflegerin für ihn angestellt. Natürlich kümmerge ich mich trotzdem«, beeilte sie sich zu versichern, »aber Lucien möchte, dass wir wieder jemanden dafür beschäftigen.«

»Aber wozu Geld ausgeben, wenn du das machen kannst?« Babette verstand das Problem nicht.

»Lucien möchte, dass ich mich um den Betrieb hier kümmerge. Dann hat er freie Zeit, um Parfums zu kreieren. Das macht er nebenbei, aber er hat gute Angebote und möchte

das ausbauen. Und ich finde es toll, dass er mir den Betrieb hier zutraut. Zumindest teilweise.«

Babette verstand. »Drei Mal in der Woche. Am Vormittag. Das ginge.« Sie musste nicht lange darüber nachdenken. Regelmäßig nach Grasse zu fahren, in der Gesellschaft von Marita zu sein, das war eine willkommene Abwechslung zu ihrem Arbeitsalltag.

Marita atmete erleichtert auf. »Wunderbar, dann sind wir uns also einig. Du kümmerst dich drei Vormittage um Georges, und ich ...«

»Nur über meine Leiche!«

Erschrocken drehten die Frauen sich um. Keine von ihnen hatte bemerkt, dass Lafleur senior hinter ihnen stand und ihr Gespräch mitgehört hatte. Er sah ziemlich verärgert aus.

Aber Babette blieb unbeeindruckt. Dich koche ich auch noch weich, dachte sie, wart's nur ab.

1.



Nizza, 2017

Babette musste keinen Blick auf den Wecker werfen, um zu wissen, wie spät es war. Sie erwachte immer um die gleiche Zeit, immer um sechs. Seit Jahren ging das so, sie funktionierte wie ein Uhrwerk. Zwei Stunden zuvor, um vier, klingelte Aristides Wecker. Er musste so früh aufstehen, um im Großmarkt noch die besonders gute Ware zu bekommen. Aristide tat sich im Gegensatz zu ihr sehr schwer mit dem Aufstehen. Er jammerte und stöhnte, es dauerte mit hin eine halbe Stunde, bis er sich endlich aus dem Bett wälzte. Dann rollte sich Babette auf seine Seite des Bettes, dorthin, wo das Laken noch die Wärme seines Körpers speicherte, und fiel in einen tiefen zweiten Schlaf. Wenn sie dann von selbst aufwachte, war sie fit und ausgeschlafen.

Babette schlug die Bettdecke beiseite, reckte sich und öffnete die Fensterläden. Helles Sonnenlicht strahlte ihr ins Gesicht, der Himmel, von dem sie einen schmalen Streifen über den gegenüberliegenden Dächern sehen konnte, war leuchtend blau. So blau, wie er seit Wochen beinahe jeden Tag war und wohl noch eine Zeitlang bleiben würde. Es war Hochsommer, die Wärme drückte schon um diese frühe Uhrzeit gnadenlos in das kleine Zimmerchen. Die Terrakot-

takacheln unter ihren Füßen fühlten sich kühl an, und wenn Babette, so wie sie es in den Sommermonaten immer tat, die Sonne bis zum Abend aussperrte, würden sie es auch bleiben.

Draußen war es fast unerträglich heiß. Ihre französischen Freundinnen stöhnten, dass sie nachts nicht schlafen konnten, sie hielten die nächtliche Hitze nicht aus. Babette jedoch liebte tropische Temperaturen. Sie erinnerten sie an längst vergangene Zeiten, daran, wo sie herkam, sie erinnerten sie an die Sonne Afrikas. In Abidjan, im kleinen Bungalow ihrer Eltern, der nur zwei Zimmer umfasste, in denen sie alle zusammen gewohnt hatten, Mama, Papa und die sechs Geschwister, hatten sie auf dem Boden geschlafen. Eine schlecht gegossene Betonplatte, rauh und hart, aber Babette hatte es nicht anders gekannt. Lediglich ein Baumwolltuch hatte als Unterlage gedient, zugedeckt hatten sie sich mit dünnen Laken. Und so hielten sie es noch heute, Babette und Aristide.

Von der Arbeit her wusste Babette, dass die Franzosen ganz andere Schlafgewohnheiten hatten. Sie schliefen unter einem Leintuch, das rundherum unter der Matratze festgeklemmt war. Darüber eine Wolldecke, die ebenfalls festgesteckt wurde. Man schlief wie in einem Sarg, festgezurrt, es war unmöglich, die Füße unter der straff gespannten Decke zu bewegen. Grausam! Niemals würde Babette auf diese Weise schlafen können. Allerdings war sie heilfroh, dass sie heutzutage statt des Betonfußbodens ein herrlich komfortables Bett ihr Eigen nennen durfte.

Sie schüttelte die Kissen auf und nahm das leichte Seidentuch, mit dem sie und Aristide sich im Sommer bedeckten, um es auf die kleine Wäscheleine vor dem Fenster zum Lüf-

ten zu hängen. Die Wäscheleinen waren in der schmalen Gasse kreuz und quer über die Straße gespannt, von einem Haus zum gegenüberliegenden. Dank einer einfachen Mechanik konnte man die Schnüre so zu sich heranziehen, dass man seine Wäsche bis zu den Nachbarn aufhängen konnte. Die Stadtverwaltung von Nizza hatte allerdings darum gebeten, dass die Wäsche nach Möglichkeit in der Hauptsaison nicht den gesamten Tag über den Köpfen der Touristen baumelte, die sich von Mai bis September durch die Gassen quetschten. Babette war mit Leonie, die gegenüber wohnte und mit der sie sich die Wäscheleinen teilte, übereingekommen, wechselweise ihre Wäsche in den frühen Morgen- und späten Abendstunden aufzuhängen.

Kaum hatte Babette sich aus dem Fenster gebeugt, um die Bettdecke über die Leine zu werfen, winkte ihr Leonie von gegenüber freundlich zu. In der einen Hand hielt sie den *bol* mit Milchkaffee, in der anderen eine Zigarette.

»Salut, Babette!«

»Salut, Leonie! Wie geht's?«

Leonie zeigte mit der Zigarette nach oben, dorthin, wo der Streifen blauen Himmels hervorblitzte. »*Grandes vacances!* Wie kann es mir da schlechtgehen?« Dann lachte sie ihr kehliges Raucherlachen.

Babette verabschiedete sich freundlich winkend. *Grandes vacances*, die großen Ferien, begannen morgen. Achteinhalb Wochen ohne Prüfungen und Tests, Magenschmerzen und Klagen über Lehrer. Während Babette in die kleine Küche ging, den Gasherd anmachte, Kaffeepulver in die Alu-Kanne füllte und eine selbstgebackene Brioche aus dem Brotkorb holte, dachte sie an die anstrengenden Jahre, die hinter ihr lagen. Vier Kinder hatte sie durch die Schule ge-

lotst! Von der *École maternelle*, der Vorschule für die Kleinsten, an. Hinbringen, abholen, Proviant zurechtmachen, bei schlechten Noten trösten, bei guten eine kleine Belohnung bereithalten.

Jetzt hatte sie nur noch ein Schulkind, Angélique, ihr Nesthäkchen. Rachid hatte das Gymnasium gerade abgeschlossen, er würde nach den Ferien nach Lyon gehen, um Betriebswirtschaft zu studieren. Aristide platzte vor Stolz, Rachid war der Erste in ihrer Familie, der das Gymnasium geschafft hatte. Ein Akademiker! Babettes Mutter hatte ihr am Telefon im Vertrauen erzählt, dass ihr Vater, ein Lehrer, heimlich geweint hatte, als er hörte, dass es einer seiner Enkel zu einer Hochschulbildung bringen würde. Natürlich würde Babettes Vater diese Tränen niemals zugeben, er hatte damals, vor dreißig Jahren, als Babette und Aristide Abidjan in Richtung Frankreich verlassen hatten, keinen Hehl daraus gemacht, dass er ihr Vorhaben für halsbrecherischen Wahnsinn hielt und es zutiefst verdammt. Diese Haltung hatte sich mit den Jahren etwas aufgeweicht, weil seine Tochter und dieser dahergelaufene Schwiegersohn aus dem Norden der Côte d'Ivoire es wider Erwarten doch geschafft hatten, zu überleben – und sogar ganz gut zu überleben! –, aber da ihr Vater Niederlagen nicht zugeben konnte, tat er noch immer so, als wolle er mit dem französischen Ableger der Familie nichts zu tun haben.

Mahmud, Babettes Ältester, hatte vor Jahren eine Lehre als Bankkaufmann gemacht und arbeitete bereits seit längerem im nahe gelegenen Antibes. Er hatte im letzten Jahr geheiratet, ein Mädchen, dessen Eltern aus Algerien stammten. Sie war seine Kollegin in der Bank, und die beiden arbeiteten von früh bis spät. Babette hoffte nun täglich darauf,

dass das Telefon klingelte und man ihr die frohe Nachricht überbrachte, dass das erste Enkelkind unterwegs sei. Aber bis jetzt Fehlanzeige.

Moira, ihre Zweitälteste, lebte hier in Nizza, sie war Verkäuferin in einer Boutique. Obwohl schon fünfundzwanzig, war sie noch immer unverheiratet, was Aristide schrecklich beunruhigte. Babette versuchte, ihn zu besänftigen und Verständnis für Moira aufzubringen, schließlich war deren Lebensstil für junge Europäer ganz normal, aber insgeheim wünschte auch sie sich, dass Moira bald in den sicheren Hafen der Ehe einlief.

Babette stand am Herd ihrer Küche, hörte dem Röcheln der espressokanne zu, und ihre Gedanken galoppierten von den großen Ferien über ihre Kinder zu den Eltern. Mama und Papa, vor mehr als zehn Jahren hatte Babette – oder Behati, wie sie richtig hieß – sie zum letzten Mal gesehen. Mit ihrer Mutter telefonierte sie häufig, mit ihren sechs Geschwistern nur selten. Aber sie schickte natürlich regelmäßig Geld nach Hause, so wie es auch Aristide tat.

Als sie vor fast dreißig Jahren in Nizza angekommen waren, war Babette noch keine achtzehn gewesen und hochschwanger. Sie hatten bei einem Onkel ihres Mannes wohnen dürfen, hier in dieser Straße, und alles war fremd gewesen. Sie hatte sich damals kaum auf die Straße getraut, so seltsam und beängstigend war ihr die Welt der Franzosen erschienen. Sie hatte die Regeln nicht verstanden, die Menschen waren ganz anders miteinander umgegangen, steif und förmlich. Damals hatte sie geglaubt: feindselig, aber in den vielen Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte Babette begriffen, dass die Franzosen ihre Herzlichkeit nur auf andere Art ausdrückten, als sie, die Ivorerin, es gewohnt war.